

Minimalismus musikalischer Ideen

Uraufführung der Oper «Kepler» von Philip Glass am Landestheater

Linz – Er war der Meinung, den Zeitpunkt seiner eigenen Empfängnis auf die Minute genau berechnet zu haben und seine persönlichen Verwerfungen mit Studienkollegen auf astrologische Konstellationen zurückführen zu können. Dass diese skurrilen Fußnoten zur Vita des Johannes Kepler noch das Interessanteste an der neuesten Oper von Philip Glass sein würden, stand zwar nicht in den Sternen.

Aufgrund der künstlerischen Konstellation beim vom Landestheater Linz gemeinsam mit Linz 09 produzierten Auftragswerk hätte man aber schon im Vorhinein ungefähr wissen können, wie die Sache enden würde. Zumal Glass nicht sein erstes Musiktheater ablieferte, sondern – sein 22.

Dass der 1937 geborene Amerikaner Musik wie am Fließband produziert, ist auch seinem aktuellen Coup deutlich anzuhören, auch wenn ihn das Bruckner Orchester Linz unter der Leitung von Dennis Russell Davis größtenteils untadelig exekutierte. So lag am Ende das Verdienst der Anstrengung vor allem darin, sich mit einer wissenschaftlichen Revolution auseinandergesetzt zu haben, Keplers scharfsinnigen Versuche in Erinnerung zu rufen, die Physik von der Theologie abzugrenzen, sowie seine bahnbrechenden Kalkulationen der Planetenbewegungen schematisch vorzuführen.

Schwierige Persönlichkeit

Immerhin ist es der Librettistin Martina Winkel gelungen, mit Originaltexten Keplers, Auszügen aus dem Alten Testament und Gedichten von Andreas Gryphius das Porträt eines Genies mit einer wohl schwierigen Persönlichkeit und höchst merkwürdigen Seiten zu destillieren, das sich selbst «in jeder Hinsicht eine Hundenatur» zuschrieb. Nebenbei war auch etwas über das politische Umfeld zu erfahren und es wurde angedeutet, gegen welche Glaubenssätze Kepler anzukämpfen hatte.

In Ansätzen gelang es auch der Regie, beim Sujet anzuknüpfen: Peter Missotten ließ die Sänger unaufhörlich Kreise ziehen, die Drehbühne rotieren und allorten geometrische Formen erscheinen; er ließ den Protagonisten, zugleich auch die einzige konkrete Figur der Oper, zu Beginn auf einer Art Bahre erwachen und am Ende dorthin zurücksinken; und er ließ die übrigen Gestalten abwechselnd in weiße Kittel und in Goldoder Silberpapier schlüpfen.

Damit hatten sich seine Ideen aber auch schon im Wesentlichen erschöpft, sieht man von der mitunter unfreiwillig komischen illustrativen Verdopplung von Elementen aus dem Text ab: als etwa zu den Worten «Es werde Licht» aus der Genesis die Unterröcke der Sängerinnen fluoreszierend zu leuchten begannen.

Weit weniger leuchtete es musikalisch. Bassbariton Martin AchRAINER in der Titelrolle bemühte sich redlich und mit einigem Erfolg um überzeugende Gestaltung, so weit es das Stück eben zuließ, während Solistenquartett und Chor teilweise erhebliche Schwierigkeiten mit ihren Parts hatten, so schlicht diese auch komponiert waren.

Wenn sich Glass gegen die Katalogisierung als «Minimalist» wehrt, hat er wohl recht, zumal die Komponisten dieser Richtung weit subtilere, minimale Verschiebungen ersinnen. Minimal ist in seinem Kepler nur die Zahl musikalischer Ideen und Bausteine, minimal leider auch die Wirkung der tonalen Versatzstücke und immergleichen simplen Rhythmen – und meist auch sagenhaft banal.

(Daniel Ender, DER STANDARD/Printausgabe, 22.09.2009)

22. September 2009 | 00:04 Uhr | Von Michael Wruss | Linz 09

Linz 09

«Kepler»-Oper: Sternstunde am Landestheater

Schon im Vorfeld erregte das wohl größte und bedeutendste Musiktheaterprojekt im Rahmen von Linz09, die «Kepler»-Oper von Philip Glass, viel Aufsehen. Schon weit vor dem Sommer begannen die Proben, und das Thema wie auch die Diskussion um die Bedeutung einer internationalen Uraufführung waren Stadtgespräch. Nun also die Premiere.

Vorneweg: Dieser Abend ist wohl zu den absoluten Sternstunden des Linzer Landestheaters zu zählen. Natürlich kann und darf man Einschränkungen machen, darf die Musik als gute Filmmusik abqualifizieren.

Unwiderrspochen aber bleibt, dass Philip Glass ein Theaterkomponist ist und dass seine Musik einen in einen Sog be- rauschender Klänge zu ziehen vermag und fast meditativ schweben lässt, ohne an Spannung zu verlieren. Gerade dieses – zu Minimal Music degradierte – Wiederholen kleinster Elemente, das Pendeln zwischen zwei Tönen löst diesen Bann des Selbst-in-der-Materie-Aufgehens aus. Dazu kommt, dass Philip Glass das visionäre, oratorienhafte, scheinbar gänzlich undramatische und gerade deshalb höchst wirkungsvolle Libretto von Martina Winkel akribisch durchleuchtet hat und mit seiner Musik eine zusätzliche Metaebene philosophischen Verstehens hinzufügte.

Allein bei der Stelle, als Kepler erkennt, dass die Planetenbahnen Ellipsen sind, eine Erkenntnis, die mehr als nur Auflehnung gegen die kirchliche und weltliche Gewalt bedeutete, bekommt die Musik etwas Introvertiertes. Nur ein inneres Feuer siegreicher Genugtuung lässt sich aus dem Duktus der Klänge herauslesen. Genial!

Regie trug zum Erfolg bei

Aber nicht nur die Oper selbst – falls der Begriff für diese Art des Musiktheaters überhaupt zutreffend ist – ist ein genialer, dramaturgisch ganz eigenwilliger Wurf, auch die Regie trug maßgeblich zum Erfolg bei. Peter Missotten, belgischer Video- und Theaterkünstler, öffnete die Bühne bis zum letzten Winkel und ließ das Spiel mit nur wenigen Versatzstücken ablaufen.

Sechs riesige verkupferte geometrische Figuren symbolisieren die damals bekannten Planeten und machen durch ihr allmähliches Herabschweben zur Bühne das Finden der Gesetze begreifbar, und Kepler erkennt den Bauplan der Welt.

Dennis Russell Davies, Freund von Philip Glass und wohl einer, der seine Musik am besten zu interpretieren weiß, leistete ganze Arbeit und studierte die Partitur haargenau ein. Das Bruckner Orchester hat in den letzten Jahren diese Musik zu spielen gelernt und darf sich – nicht nur vom Komponisten selbst so bezeichnet – als jenes Orchester titulieren, das Glass am authentischsten, lebendigsten, exaktesten und emotionalsten spielt. Die Leistung war schlichtweg überragend.

Die Oper kommt nur mit einer Hauptrolle – eben Kepler – aus, aber in der Interpretation durch Martin Achrainger hätte auch keine zweite gewichtige Rolle Platz. Er hat einen idealen Zugang zur introvertiert distanzierten Persönlichkeit Keplers gefunden, der an dem Unverständnis der Zeitgenossen und an seiner Genialität zerbrach. Die Partie ist ihm auf den Leib geschneidert, und er weiß dieses Geschenk zu nutzen.

Ihm zur Seite ein Solistensextett allererster Qualität (Cassandra McConnell, Karen Robertson, Katerina Hebelkova, Pedro Velázquez-Díaz, Seho Chang und Florian Spiess), das in unterschiedliche Rollen schlüpfte, die Gedanken Keplers reflektierte und mit Texten von Gryphius erweiterte. In diese kommentierende Rolle schlüpfte auch der Chor unter der Leitung von Georg Leopold.

Nach «The Voyage» und «Or-phée» nun die dritte Glass-Oper am Haus. An diesem Abend wurde wahrscheinlich Theatergeschichte geschrieben.

Uraufführung Philipp Glass

Der Planet und die Hexe

VON HANS-JÜRGEN LINKE

Die wichtigen Dinge geschehen oben: Da leuchten die Sterne, während wir unten auf der Erde unserem Tagewerk nachgehen. Die Sterne und vor allem die kreisenden Planeten zeigen derweil die Entscheidungen an, die für uns hinter unserem Rücken getroffen sind; es ist also sinnvoll, ihnen allergrößte Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei der Uraufführung von Philip Glass' Oper «Kepler», einem Kompositionsauftrag des Landestheaters Linz und der Kulturhauptstadt Europas 2009, blicken Chor und Solisten darum ständig nach oben und geben dem Bühnengeschehen einen somnambulen Grundton. So, wie Peter Missotten (Inszenierung, Bühne, Video) die Uraufführung gestaltet hat, weiß man hier von niemandem genau, ob er sich bewegt oder ob er bewegt wird. Das wird schließlich auch gerade von der Titelfigur erforscht.

Johannes Kepler lebte von 1612 an in Linz und war Professor für Mathematik an der Landschaftsschule. Hier entstanden sein Hauptwerk «Harmonices Mundi» und seine Planetentafeln, hier entwarf er die Verteidigung seiner Mutter vor einem Württembergischen Gericht, wo sie als Hexe angeklagt war. Klare Trennungen zwischen Mathematik und Theologie, Astronomie und Astrologie zu ziehen, war ihm nicht möglich, obgleich er unbeirrt an der Emanzipation des menschlichen Geistes von religiöser Bevormundung arbeitete. Er berechnete Planetenbahnen und wurde nach seiner Linzer Zeit unter anderem Astrologe im Dienste Wallensteins.

Philip Glass' Oper nach einem Libretto von Martina Winkel zeigt im ersten Akt Johannes Kepler als faustischen Menschen, der erforschen will, was die Welt im Innersten zusammenhält, wofür nach seiner festen Überzeugung die Mathematik das Rüstzeug liefert. Im zweiten Akt wird der Mensch Kepler thematisiert, ein offenbar schwer erträglicher Mitmensch, der mit allen, die er kennt, über Kreuz liegt, der sich in einer astrologischen Selbstdiagnose als hündischen Charakter beschreibt und über dem am Ende die Menschheitskatastrophe des Dreißigjährigen Krieges zusammenbricht, die in den Sternen da oben so nicht vorgesehen war. Martina Winkels Libretto verwendet hier, in Ermangelung von Kepler'schen Original-Zitaten, ausgiebig Gedichte von Andreas Gryphius.

Martin Achraimer in der Titelpartie hat nur eng bemessene Gestaltungsspielräume. Eine Psychologisierung der Figur ist nicht vorgesehen, so bewegt sich Achraimer gemessen in einem ihn steif umgebenden Umhang auf der Bühne auf vorgegebenen Bahnen umher und schaut abwechselnd nach oben und, wenn es etwas singend mitzuteilen gibt, zum Publikum. Er singt deklamatorisch, meidet dynamische Nuancen (die von der Musik auch nicht geduldet, geschweige denn gefördert werden) und farbliche Schattierungen. Sein Gesang ist ein voluminöses, fest gefügtes Gleichmaß, das sich in die Konstruktion der Musik wie ein gut eingepasstes Bauteil fügt – so wie der Komponist das vorgesehen hat.

Mit ihm bewegen sich sechs weiß gewandete Figuren auf der Bühne, ein sechsfaches Alter ego Keplers und zugleich eine Repräsentation der Zahl sechs, dem numerischen Zentrum aller Geometrie und zugleich Anzahl der damals bekannten Planeten. Der Chor formt eine Art existenzielles Echo aus dem Hintergrund. Über allem schwebt der Himmel massiv schwer und kupfern in Gestalt von sechs großen Polyedern. Im zweiten Akt erklärt er sich dann als Anhängsel einer umfangreichen und beweglichen Anlage aus Metallgestänge und Verschraubungen, die langsam auf die Bühne herabgesunken kommt.

Und so ähnlich ist auch Glass' Musik gebaut: mechanisch und aus wenigen Grundelementen dicht, aber letztlich übersichtlich verschraubt, durch rhythmische Gliederung griffig gehalten und mit einer gewissen Ereignisdichte versehen, dabei mit jeder Geste wieder eine wuchtige, gleichgültige Harmonie der Welt in den Äther zeichnend. Selten nur, und am ehesten noch durch kleine Reibungen im Orchester, hört man, was für hohe Anforderungen weniger an Ausgestaltungsfähigkeiten als an mechanischer Präzision diese Musik dem Linzer Bruckner-Orchester abverlangt. Dennis Russell Davies sorgt in der musikalischen Leitung des Abends für eine transparente Klangbalance, die die Verschiebungs-Motorik und die massive Blockbauweise dieser Musik unverstellt abbildet.

Zurück bleibt eine gewisse Ratlosigkeit angesichts der Frage, welches große Thema diese Oper angehen will. Ihr Anliegen ist offenbar weder ein psychologisches noch ein naturwissenschaftliches. Sie sucht weniger eine Annäherung an ihren Protagonisten als eine Abbildung aus gleichmäßiger Entfernung, die sie allerdings im Gryphius-Teil des Librettos aufgibt zugunsten eines diffusen Schicksalsbegriffs: Während der Text die Richtung gewechselt hat, verharrt die Musik in ihrer erbarmungslosen Distanz und verdoppelt so das Dilemma, dem Kepler ausgesetzt war.

Jegliches Heldentum, jegliche Entscheidungsautonomie bleibt ihm versagt, als Subjekt bleibt er der Unterworfenen. Das wäre lesbar als historische Deutung dieser Figur, auf der Bühne aber erscheint es als Folge der Musik- und Theatermaschinerie, die die minimalistische Ästhetik von Philip Glass seit je und immer wieder in Gang setzt.

«Kepler»-Oper von Philip Glass über den «Himmelsvermesser»

**Uraufführung des Auftragswerks am Landestheater wird als einer der herbstlichen Höhepunkte von Linz 2009
avisiert**

Von Edmund Barth

Linz 2009 steht vor einem Höhepunkt des veranstaltungsreichen Jahres: Am Landestheater erlebt am Sonntag die Oper «Kepler» des amerikanischen Komponisten ihre Uraufführung. Landestheater-Intendant Rainer Menniken bezeichnete die Produktion als «wichtiges theatralisches Ereignis» in diesem Jahr und ortete bereits großes Interesse in der Öffentlichkeit.

«Himmelsvermesser der Heliozentrik» verkündet eine der plakatierten Werbebotschaften für die Opern-Novität. Philip Glass spürte in diesem Auftragswerk für Linz09 der Gedankenwelt von Johannes Kepler nach. Bereits 1967 fand am Landestheater die österreichische Erstaufführung der von Paul Hindemith komponierten Kepler-Oper «Die Harmonie der Welt» statt, mit Fritz Bramböck in der Kepler-Rolle.

Philip Glass gilt als Wegbereiter der «Minimal-Music»: eine «repetitive» Musikstruktur, die durch minimale Veränderung sich ständig wiederholender Figuren eine fortwährende, scheinbar unmerkliche Wandlung erfährt. Das Gestaltungsprinzip von Glass jüngster Schöpfung knüpft an seine avantgardistische erste Oper «Einstein on the beach» (1976) an: ein frei gestaltetes Kunstwerk aus Gesang, Bewegung und Licht, ohne kontinuierliche Handlung. Das in Deutsch und Latein von Martina Winkel gestaltete Libretto ist ein Zitate-Mosaik aus Aussagen Keplers und seines Umfelds, Bibelstellen und Lyrik von Andreas Gryphius. Im ersten Teil steht der suchende Forscher im Mittelpunkt, im zweiten wird der Mensch Kepler sichtbar, der sich während der Wirren des 30-jährigen Krieges in der Gesellschaft zu behaupten versucht.

Der flämische Szeniker und Videokünstler Peter Missotten entwickelte für diese abstrakt gehaltene Abfolge von Texten, Bildern und Musik den visionären Bühnenrahmen für die interpretierenden Künstler: Martin Achraimer als Kepler, der einzige «echte» Charakter im Werk, dazu sechs Solisten, die als Alter Ego Keplers Denken reflektieren, und der Chor als Umweltkollektiv. Missotten hat auch ein Besucher-Rezept parat: «Schauen Sie und hören Sie zu, wie man eine Landschaft anschaut: Da fragt man auch nicht, was das bedeuten soll. Oder wie wenn Sie sich auf einem Boot einen Fluss hinab treiben lassen und schauen, wo er Sie hinbringt.» Empfohlen wird auch die jeweils eine halbe Stunde vor Vorstellungsbeginn angebotene Werk-Einführung.

Diese Neuproduktion bildet einen weiteren Schritt in der von Opernchef Dennis Russell Davies mit Philip Glass seit Jahren gepflogenen künstlerischen Zusammenarbeit, die bereits beachtliche Linzer Aufführungserfolge erzielte: «The Voyage» (2002) und «Orphee» (2007).

Nach der Aufführungsserie in Linz (weitere Vorstellungen am 23. und 29. 9. sowie 4., 11., 20., 24. und 27. 10.) wird die Kepler-Oper durch das Linzer Ensemble im November konzertant in New York aufgeführt.

Erfolgreiche Philip-Glass-Uraufführung am Linzer Landestheater

Keplers Gedankenwelt

Von Ernst Scherzer

Standing Ovations für den Komponisten: Nach der Uraufführung von «Kepler», seiner inzwischen 22. Oper, wurde der 72-jährige USamerikanische Komponist Philip Glass vom Linzer Publikum ausgiebig gefeiert.

Mögen die für manche Zuhörer bloß einlullenden Klänge des prominentesten Vertreters der Minimal Music den Linzer Musikfreunden dank des Einsatzes des Opernchefs und Chefdirigenten des Bruckner Orchesters, Dennis Russell Davies, auch vertraut erscheinen – diesmal lernen sie den amerikanischen Tonschöpfer von einer eher dramatisch auftrumpfenden Seite kennen.

Die oftmals geradezu stampfenden Rhythmen gönnen den fragmentarischen Bildern aus dem Leben und Denken von Johannes Kepler gut zwei – von einer kurzen Pause unterbrochenen – Stunden kaum Ruhe.

Dreißigjähriger Krieg und Videowalls

Dreißigjähriger Krieg, Prolog und Epilog hat die Librettistin Martina Winkel aus den Zeilen gebildet, die der Wissenschaftler selbst für seine Grabinschrift niedergeschrieben hat. Dazwischen erfahren wir nicht nur vom Forschen, sondern auch von den Ängsten und Nöten Keplers durch dessen eigene Worte. Gegenübergestellt werden Gedichte von Andreas Gryphius und Bibeltexte. Wir befinden uns also unbezweifelbar im Europa des Dreißigjährigen Krieges.

Der Regisseur und Ausstatter Peter Missotten führt uns dagegen in eine heutige Bühnenwelt mit allen ihren technischen Möglichkeiten. Videos ersetzen Kulissen, die Beleuchterbrücke senkt sich schon einmal auf das Geschehen, das der famose Bariton Martin Achraier in der Titelrolle inmitten einer Schar namenloser Gestalten beherrscht. Sechs Solostimmen verkörpern die damals bekannten Planeten, aber auch Keplers zahlreiche Widersacher.

Eine Woche nach der Aufführung von Joseph Haydns «Die Schöpfung», an die zumindest textlich in «Kepler» manches erinnert hat, bewies der von Georg Leopold geleitete Chor des Linzer Landestheaters neuerlich seine stimmliche Qualität, zu der sich diesmal auch die darstellerische gesellte.

Mit souveräner Zeichengebung geleitete Dennis Russell Davies sein Orchester durch die wohl nur aufgrund des Kulturhauptstadtjahres Linz 2009 für das Haus als Auftragswerk möglich gewordene Partitur. Dass sie auch Klang wurde, hat der Dirigent freilich seinen Musikerinnen und Musikern zu verdanken. Sein Kusshändchen war wohl mehr als nur eine Geste.